

Ordinationsgottesdienst am 29.10.2006 (20. Sonntag p.Trin.) in der Evangelischen Stiftskirche Windecken, Predigt von Bischof Prof. Dr. Martin Hein.

Predigttext: **I Kor 7,29-31**

²⁹*Die Zeit ist kurz. Fortan sollen auch die, die Frauen haben, sein, als hätten sie keine; und die weinen, als weinten sie nicht;*

³⁰*und die sich freuen, als freuten sie sich nicht; und die kaufen, als behielten sie es nicht;*

³¹*und die diese Welt gebrauchen, als brauchten sie sie nicht. Denn das Wesen dieser Welt vergeht.*

Worauf hoffen wir, liebe Festgemeinde? Gegenüber den großen Worten von früher sind wir skeptisch geworden. Ob heutzutage das „Prinzip Hoffnung“ Menschen in Bewegung setzt, sei dahingestellt. Und eine „Theologie der Hoffnung“ würden gegenwärtig wohl die wenigsten entwerfen. Weithin haben wir unsere Hoffnungen auf das Niveau von gewissen Erwartungen reduziert – wenn wir uns überhaupt noch auf solche Fragen einlassen. Das Stichwort „Reformen“, das in den siebziger Jahren ungeahnte Kräfte in der Politik, aber auch der Kirche freisetzte, löst nun eher Ängste aus. Veränderungen scheinen sich nur noch negativ auszuwirken und werden deshalb von uns gescheut. Allenthalben ist Bestandssicherung angesagt. Ich glaube nicht, dass ich überzeichne: Hoffnung hat keine Konjunktur.

Um so wichtiger ist es, sich heute morgen daran erinnern zu lassen, dass der christliche Glaube auf eine Hoffnung ausgerichtet ist, die alle Grenzen sprengt. Diese Hoffnung besagt, dass die Gestalt, das „Wesen“ dieser Welt vergeht. Und das bedeutet: Alles, was uns umgibt und was uns bestimmt, hat keinen letzten Anspruch an uns. Es ist vorläufig. Ein Glaube

ohne diese Hoffnung entbehrt des Entscheidenden, ja er ist in sich leblos und sinnlos.

Für sich betrachtet ist das keine berauschte Perspektive. Bei vielen verbindet sich mit dem Gedanken, die Zeit der Welt sei begrenzt, überhaupt keine Hoffnung, sondern eher Abstumpfung und kurzatmiger Aktivismus. Dass es mit der Welt einmal ein Ende hat, könnte nämlich auch dazu verleiten, fünf gerade sein zu lassen, und könnte zu dem Lebensmotto verführen: „Lasset uns essen und trinken; wir sterben doch morgen!“ (Jes 22,13). Wozu hoffen, wenn alles aus und vorbei sein wird!?

Für den Glauben, der aus der Auferstehung Christi Jesu lebt, musste sich daher von Anfang an eine doppelte Aussage ergeben: Die Gestalt dieser Welt vergeht. Das ist die eine Seite. Aber positiv gewendet heißt das zugleich: Es gibt etwas, das die Bedingungen dieser Welt weit übersteigt und sie verwandelt – die Verheißung des Reiches Gottes, die Wirklichkeit der unmittelbaren Begegnung mit Gott in seiner ganzen Fülle, in der alles, was uns belastet und das Leben einengt, endgültig aufgehoben sein wird.

Wenn das aber gilt und wenn das Reich Gottes die maßgebliche Hoffnung des christlichen Glaubens darstellt, kann man nicht einfach so tun, als ginge hier in der Welt alles weiter seinen gewohnten Gang. Davon jedenfalls war der Apostel Paulus tief überzeugt: Die Dinge und Beziehungen unseres irdischen Lebens erscheinen in einem anderen Licht, wenn das eigentliche Leben erst noch kommt. Wir müssen ihnen keinen letzten Sinn abringen, uns auch nicht mit aller Macht an sie klammern oder uns von ihnen fesseln lassen.

Jene Sätze des Paulus, die davon sprechen, wir sollten lieben, als liebten wir nicht; weinen, als weinten wir nicht, uns freuen, als freuten wir uns nicht; kaufen, als behielten wir es nicht, die Welt gebrauchen, als brauchten wir sie nicht – das alles kann man deuten als Haltung einer stoischen

Gemütsruhe oder einer typisch christlichen Weltverneinung. Aber das wäre ein großes Missverständnis! Paulus ruft uns gerade nicht dazu auf, dass wir uns angesichts der großen Perspektive, auf die der Glaube hin­führt, schon jetzt aus allen Dingen des Lebens zurückziehen oder uns ihnen gegenüber gleichgültig verhalten. Er redet nicht dem Verzicht das Wort. Zunächst einmal bleibt es dabei: Was wir tun, das können wir mit gutem Gewissen tun. Lust, Trauer, Freude, Wirtschaften, auch die Nutzung der Welt – alles wichtig! Aber alles nicht entscheidend! Denn entscheidend ist die Hoffnung auf Gottes Reich und auf seine verändernde Gegenwart unter uns. Da freilich kann eine allzu feste Bindung an die Welt des Sichtbaren, an die Welt des Besitzens und des Behalten­Wollens nur hinderlich sein. Hängen wir daran unser Herz, verlieren wir die Hoffnung aus den Augen.

Gewiss: Wir teilen nicht mehr die Erwartung jener frühen Tage des Christentums, als würde das Kommen Christi unmittelbar bevorstehen. Die Kirche musste in einem schmerzhaften Lernprozess damit fertig werden, dass das Reich Gottes nicht gleich hereinbrach und seither die Zeit lang wird – sehr lang sogar. Aber das hat nichts daran geändert, dass für die Verkündigung der christlichen Botschaft die Aussicht auf das kommende Reich Gottes grundlegend blieb und grundlegend bleibt - trotz aller Anpassung in die Abläufe unserer Welt, trotz aller Verrechtlichung und aller Strukturen, trotz aller Verbeamtungen, die es in der Kirche gibt. Auch für die Kirche mitten in der Geschichte gilt: Sie ist ein Provisorium und schon gar nicht das Reich Gottes auf Erden. Nicht nur die Gestalt der Welt vergeht, auch die der Kirche! Schlimm steht es um uns, wenn wir das vergessen. Dann wird die Kirche zum reinen Selbstzweck und wird bestimmt von der Sorge um ihren Bestand.

So aber soll es gerade nicht sein! Und darum entdecke ich in den zunächst weltfremd klingenden Worten des Apostels Paulus den Ruf zu einer großen *Freiheit*. Wir brauchen uns nicht bannen und binden lassen

von dem, was wir sind und haben. Wir gewinnen vielmehr eine innere Distanz zu allem, was uns in Beschlag zu nehmen droht. Angesichts der vielen Überlegungen im Blick auf die Zukunft unserer Gesellschaft wie unserer evangelischen Kirche wirkt das befreiend. Denn Distanz heißt ja nicht gleich Abkehr, sondern Abstand, aus dem heraus wir einen klaren Blick und einen klaren Kopf gewinnen. Und dazu gehört auch, die Hoffnung neu in den Blick zu nehmen, für die wir einstehen und die uns ganz bestimmen sollte. Die entscheidenden Prioritäten sind da längst gesetzt und müssen nicht mühsam entwickelt werden: „Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes“, sagt schon Jesus. „Das Wesen dieser Welt vergeht“, so nimmt es Paulus auf. Daraus ergeben sich Konsequenzen für unser Verhalten und unser Handeln als Christen in dieser Welt: Wir sind zur Freiheit befreit!

Das betrifft ausnahmslos alle Christen. Und deshalb kann man zurecht davon sprechen, es gehe bei den Perspektiven für die Evangelische Kirche im 21. Jahrhundert darum, dass wir „Kirche der Freiheit“ sind. So hat es vor wenigen Monaten der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland in einem so genannten Impulspapier ausgedrückt und beschrieben, wie im Jahr 2030 die kirchliche Landschaft aussehen soll. Kirche der Freiheit - das ist biblisch gut begründet und kann konkret erfahren werden.

Nur hätte ich mir bei allen Überlegungen, die zu dem „Impulspapier“ geführt haben, gewünscht, dass der wesentliche Vorbehalt, der uns die Freiheit ermöglicht, stärker in den Vordergrund gerückt wäre: Die Kirche ist eine Institution der Freiheit, weil sie von Christus dazu berufen ist, eine befreiende Hoffnung zu bezeugen. Und diese Hoffnung bedeutet eben auch: Die Welt vergeht. Das Vorletzte, in dem wir uns bewegen, ist nicht das Letzte, das uns verheißen ist.

Ich bin weit davon entfernt, Planungen im Blick auf den weiteren Weg der evangelischen Kirche in unserem Land für Makulatur zu erklären. Sie sind

nötig! Aber manchmal frage ich mich schon, wie das große Wort von der Freiheit, die aus der Hoffnung aus Gottes Reich erwächst, zusammenpasst mit der Verbissenheit, mit der wir in den vielen, vielen Gremien diskutieren. Ob sich dahinter vielleicht ein Mangel an Hoffnung verbirgt? Ich wage es nicht zu beurteilen. Aber eine „Kirche der Freiheit“ wird auch mit der Hoffnung leben können, dass das Reich Gottes möglicherweise schon vor 2030 anbricht. Auszuschließen ist das nicht, sofern wir unseren Glauben ernst nehmen. Gerade weil wir „Kirche der Freiheit“ sind, wünschte ich mir mehr Gelassenheit im Umgang mit all den Fragen, wie wir unsere Kirche einstweilen absichern können und wie sie sich im Jahr 2030 darstellt.

Und damit bin ich bei Ihnen, liebe Ordinandinnen und Ordinanden. Die Ordination hebt Sie nicht aus der Gemeinschaft der Glaubenden und Hoffenden heraus, aber sie „verortet“ Sie in einer ganz besonderen Weise. Sie alle werden berufen „zum Dienst der öffentlichen Verkündigung des Wortes Gottes“ – und das heißt im Zusammenhang des heutigen Sonntags: Sie werden zu Zeuginnen und Zeugen der Freiheit berufen!

Orientierungslosigkeit und Mutlosigkeit gibt es genug. Das erleben wir seit einiger Zeit verstärkt auch in unserem gesellschaftlichen Umfeld: Tabus werden gebrochen, Gewalt erscheint als einzige Lösung, Armut tritt offen zutage. Und auf der anderen Seite tun viele so, als ginge sie das alles überhaupt nichts an, und vollziehen den sprichwörtlichen Tanz auf dem Vulkan. Nichts wäre nötiger als wenigstens etwas Distanz zu den drängenden Fragen des Lebens, um sie so genauer in den Blick nehmen zu können. Nichts wäre nötiger als die Freiheit, die frischen Wind in unser Denken und Fühlen bringt.

Dafür können Sie eintreten – als Pfarrerinnen und Pfarrer in den Gemeinden, die auf Sie warten und die Sie brauchen. Wenn es stimmt, was die Barmer Theologische Erklärung sagt: dass uns durch Jesus Christus

„frohe Befreiung aus den gottlosen Bindungen dieser Welt“ widerfährt „zu freiem, dankbarem Dienst an seinen Geschöpfen“, dann liegt ein weites Bewährungsfeld vor Ihnen. Sie werden nicht auf alles eine Antwort haben, und sie werden selbst schmerzlich erleben, wie Sie hineinverwoben sind in das „Wesen der Welt“. Aber wir als Kirche Jesu Christi dürfen von Ihnen erwarten, dass Sie für die Hoffnung eintreten, die unseren Glauben prägt, und damit Freiheit ermöglichen – eine Freiheit, die sich auswirkt bis in die konkreten politischen und sozialen Belange und Menschen hilft, unterscheiden zu lernen zwischen dem, was wirklich wichtig ist und allen zum Leben hilft, und dem, was uns daran hindert, weil wir unfrei sind. Das ist kritische Zeitgenossenschaft – und die gewinnen Sie nicht aus sich selbst, sondern aus der Gewissheit, dass Gottes Reich kommt!

Welche Zeit vor Ihnen liegt, wissen wir nicht. Für den Apostel Paulus war es eine gedrängte Zeit. Wie dem auch sei: In jedem Fall ist es geschenkte Zeit, die wir nutzen dürfen – der Welt zum Heil und zum Wohl. Darin wird die Freiheit, die uns gegeben ist, konkret. Zu diesem Dienst schenke Gott Ihnen seinen Segen!

Worauf hoffen wir, liebe Festgemeinde? Noch einmal Paulus: „Das Wesen dieser Welt vergeht.“ Gemeinsam mit der ganzen Schöpfung hoffen wir auf nichts Geringeres als auf die Verwandlung aus der „Knechtschaft der Vergänglichkeit zur der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.“ Das ist die entscheidende Perspektive. Und darum beten wir weiterhin voller Hoffnung: „Dein Reich komme“. Amen.

Prof. Dr. Martin Hein

Bischof der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck

